

Poesie als Zynismusprophylaxe **Der Berner Pfarrer und Literat Kurt Marti (1921-2017)**

Von Erich Garhammer

Geboren am 31. Januar 1921 in einer Berner Notarsfamilie, wuchs Marti in einem politisch wachen Milieu auf. Mit 12 Jahren erlebt er am Radioapparat Hitlers Machtergreifung mit, was ihn zugleich faszinierte und ängstigte. Jedenfalls machte ihn dieses Ereignis von nun an zu einem eifrigen Zeitungsleser. Am Berner „Freien Gymnasium“ war er Klassenkamerad von Friedrich Dürrenmatt (1921–1990) und Rudolf Böhren (1920–2010), dem bekannten evangelischen Homiletik-Professor in Heidelberg. Nach dem Abitur studierte Marti Rechtswissenschaft, allerdings mehr aus Verlegenheit und elterlichem Zwang denn aus Neigung. Schon nach zwei Semestern wechselte er an die evangelisch-reformierte und an die christ-katholische, d. h. altkatholische Theologische Fakultät Bern. Die Kriegszeit verbrachte er als Gebirgsinfanteriesoldat in den Alpen des Berner Oberlandes, jener Landschaft also, die ihm bis heute vertraut geblieben ist.

Bestimmend für Martis theologischen Ansatz wurden die Basler Jahre 1945/46, in denen er die Vorlesungen und Seminare Karl Barths (1886–1968) besuchte. Das dialektische, in Paradoxen sich fortbewegende Denken, grundgelegt im Römerbriefkommentar, prägte die Studenten angesichts der Trümmer des 2. Weltkriegs nachhaltig. Barths politisches Engagement wirkte weiter in der Bekennenden Kirche, dessen Wurzeln bis zu den Religions-Sozialen (Hermann Kutter, Leonhard Ragaz, Oskar Pfister) und bis zu den Blumhardts in Bad Boll, Süddeutschland, zurückreichen. Martis Kritik an einer veräußerlichten volksskirchlichen Frömmigkeit basiert auf Barths Unterscheidung von Religion und Glaube. Während die Religion bestrebt sei, bloß äußerliche Riten aufrechtzuerhalten, sei der Glaube verantwortlich für die eigentlich christliche Haltung. In den Jahren 1946/47 stand Marti im Dienst der Kriegsgefangenenseelsorge des Ökumenischen Rates in Paris und erfuhr hautnah die Probleme der Nachkriegszeit. Erste seelsorgerliche Gemeindefahrungen machte er 1948 im Lernvikariat in Büren an der Aare. Nach der Ordination zum reformierten Pfarrer folgten pastorale Tätigkeiten in den Kirchgemeinden Rohrbach (1948–1950), Niederlenz (1950–1961) und in der Nydeggen-Gemeinde Bern (1961–1983). Zu seinen Hauptaufgaben zählten Gottesdienst und Predigten, Taufen, Trauungen und Beerdigungen, dazu Konfirmandenunterricht, Einzelgespräche, Hausbesuche, Kommissions- und administrative Arbeit.

Ein „linker“ Pfarrer

Es sind drei Aspekte, die das Werk von Marti prägen: zum einen seine Sympathie für die Randgänger, seine durchgängige politische Haltung sowie seine Liebe zur Mundart. Diesen dritten Ausgangspunkt des literarischen Schaffens markieren seine Spaziergänge und Wanderungen, die Marti als Pensionär häufiger als zuvor unternehmen konnte, und aus denen „Högerland. Ein Fußgängerbuch“ (1990) hervorging. Unter Höger sind Hügel und kleinere Berge zu verstehen. Der Schriftsteller erwanderte seine nähere und fernere Umgebung, was bei ihm durchaus auch ökologische Hintergedanken hat: Er besaß bewusst keinen Führerschein. Er durchstreifte Täler, erklimmte kleinere Hügel und durchquerte ganze Landschaften. Beim Wandern stand er häufig still, beobachtete, betrachtete und machte sich Notizen. Marti, der einsame Fußgänger, nahm die dampfenden Miststöcke im Licht der Vormittagssonne genauso wahr, wie die Käuze mit ihrem Ruf und die gackernden Hühner. Bienen und Sommervögel setzten ihn in Staunen.

Doch gleichzeitig bereitete ihm Sorge, wie gedankenlos und unverantwortlich die Menschen mit dieser Natur umgehen, wie brachial sie verbaut, beeinträchtigt und zerstört wird. So zeugt

Höckerland davon, wie sehr Marti mit der Natur und den Menschen verbunden lebt; die Zerstörung der Natur durch die Menschen schlug ihm auf das Gemüt. Er will die Konsequenzen solch blinden Handelns aufzeigen und mit aller Kraft für die Bewahrung der Schöpfung eintreten.

Rede von Gott

Das Reden von Gott ist in der Dichtung von Marti von drei Grunddimensionen geprägt. Die erste Dimension ist das präsentische Sprechen von Gott, vor allem in den sogenannten „leichenreden“. Den Erfahrungshintergrund dafür boten die Bestattungen, die sich in der Berner Stadtpfarrei für Kurt Marti häuften. Er machte die Erfahrung, dass er sich nicht bei jeder Abdankungspredigt persönlich äußern konnte, er spürte die Grenzen der liturgischen Sprache mit ihrer Formelhaftigkeit und mit ihren Klischees, die zwar Raum lassen für persönliche Deutungen, aber häufig als eine Sammlung leerer Worthülsen empfunden werden und nicht befriedigen. Um dieses Dilemma auszuhalten, erfand Marti die „leichenreden“ (1969). Im Anschluss an ihn besonders bewegende Todesfälle und Bestattungen bearbeitete er die Beerdigung, die dabei gemachten Erfahrungen und die sich daraus ergebenden Fragen in einem dichterischen Zugriff.

Das Beerdigungsritual in seiner Kirche beginnt immer mit dem Satz: „Gott hat es gefallen“. Gegen dieses unbarmherzige Ritual protestierte Marti literarisch:

dem herrn unserem gott
hat es ganz und gar nicht gefallen
dass gustav e. lips
durch einen verkehrsunfall starb

erstens war er zu jung
zweitens seiner frau ein zärtlicher mann
drittens zwei kindern ein lustiger vater
viertens den freunden ein guter freund
fünftens erfüllt von vielen ideen

was soll jetzt ohne ihn werden?
was ist seine frau ohne ihn
wer spielt mit den kindern?
wer ersetzt einen freund?
wer hat die neuen ideen?

dem herrn unserem gott
hat es ganz und gar nicht gefallen
dass einige von euch dachten
es habe ihm solches gefallen

im namen dessen der tote erweckte
im namen des toten der auferstand:
wir protestieren gegen den tod gustav e. lips¹

Doch nicht nur vom Tod ist bei ihm die Rede oder vom Leben danach, sondern vor allem von der Auferstehung vor dem Tod.

¹ Kurt Marti, leichenreden, Frankfurt a.M. 1976, 23.

Ihr fragt
wie ist die auferstehung der toten?
ich weiß es nicht

ihr fragt
wann ist die auferstehung der toten?
ich weiß es nicht

ihr fragt
gibt's
eine auferstehung der toten?
ich weiß es nicht

ihr fragt
gibt's
keine auferstehung der toten?
ich weiß es nicht

ich weiß
nur
wonach ihr nicht fragt:
die auferstehung derer die leben

ich weiß
nur
wozu Er uns ruft:
zur auferstehung heute und jetzt²

Eine zweite Dimension des Redens von Gott stellt bei Kurt Marti der bewusste Umgang mit der Verkündigungssprache dar. Er wandte sich mit seinem Schreiben gegen eine Sprache, die mit Formeln und Floskeln arbeitet und dadurch Leertexte und semantische Hohlkörper produziert.

Er geißelt alle missbräuchlichen Verwendungen des Wortes „Gott“. Die Inflationierung dieses Wortes führt seiner Meinung nach zur Entleerung und zum Missbrauch in den unterschiedlichsten Situationen:

das blutet aus allen wunden
das wird vergewaltigt noch und noch
das ist verraten zertrampelt zerschossen geköpft
gerädert gevierteilt gezehnteilt
und Also wurde das wort Gottes
zum letzten der wörter
zum ausgebeuteten aller begriffe
zur geräumten metaphor³

Marti versteht das Wort „Auferstehung“ präsentisch und assoziiert es häufig mit dem Wort Aufstand. Dabei ist für ihn vor allem die Vorstellung aus dem Johannesevangelium und den

² Ebd., 25.

³ Kurt Marti, abendland, Darmstadt 1980, 11.

Johannesbriefen bestimmend geworden. Die präsentische Eschatologie, nicht die futurische Eschatologie prägt sein Denken.

Theopoesie als schonungslose Wahrnehmungslehre

Der theopoetische Ansatz Kurt Martis versammelt mehrere Aspekte in sich. Einmal geht es ihm um das Sehenlernen, um eine schonungslose Wahrnehmungslehre. Marti konfrontiert die Zeitgenossen mit dem, was läuft; er fordert ihre Wachheit, ihre offenen Augen:

das müllen ist
des menschen lust
schon steigt der müll
uns bis zur brust
meer erde luft
ach sind vermüllt
atommüll noch
die enkel killt
müllenium
müllenium
so müllen wir
einander um⁴

Zum zweiten will Kurt Marti keine einfachen Lösungen anbieten, sondern die eigene Ohnmacht benennen. Er gesteht die eigene Ratlosigkeit ein. In dieser aporetischen Wachheit trifft er sich mit der Position von Günter Eich, der in seiner Hörspielrede zur Verleihung des Preises der Kriegsblinden gefordert hat, dass es nicht darauf ankommt, Antworten zu haben, sondern eindringlich Fragen zu stellen.

Der dritte bemerkenswerte und wesentliche Punkt in der Dichtung Martis ist das Lachenkönnen und die Fähigkeit, andere zum Lachen zu bringen. Nur wer lachen kann, hat die Kraft zum langen Atem. Hier steht Kurt Marti in der Tradition von Harvey Cox: „Lachen ist die letzte Waffe des Narren“.

Ein vierter Punkt ist das im Bewusstsein der Narrheit versteckte Vertrauen. Es geht ihm nicht um das Lachen als Selbstzweck, sondern um das darin ausgedrückte Vertrauen:

mag sein
dass verrückt ist
wer immer noch rechnet mit wundern
verrückt wie die frauen
die in der gruft eines toten
entdeckten die neue geburt⁵

Ferner betont Marti in seinen Texten die Widerständigkeit gegen alles Bornierte. Die Wahrnehmungsschule seiner Lyrik endet nicht im Pessimismus und Fatalismus, sondern provoziert Mobilisierung der Widerstandskraft. Seine Gedichte sind gedacht als „Zynismusprophylaxe“ (K.-J. Kuschel).

ist einer
nicht schon
auf wasser gegangen?

⁴ Kurt Marti, Mein barfüßig Lob, Darmstadt 1987, 9.

⁵ Ebd., 28.

das macht ihm
keiner nach
jedoch
dass du
eine nichtschwimmerin
gegen den strom schwimmst
ist kein geringeres wunder⁶

Die Wunder Jesu werden in ihrer Größe durchaus gesehen, aber auch heruntertransformiert für das Alltagsverhalten des Christen, die großen theologischen Scheine werden in brauchbare Alltagsmünzen gewechselt:

glaube? ein rosenwildling
das licht eines lächelns:
flüchtig ach ja
man baut
kein bollwerk damit
bleib aufrecht
rät die rose
zeig dornen
sei stolz
beuge dich
nur der liebe⁷

Diese Texte von Kurt Marti zeigen, dass er sich während all der Jahre seines pastoralen Dienstes durch die Beschäftigung mit aktuellen Ansätzen in der Theologie, mit Lektüren und eigenem literarischem Schaffen lebendig gehalten hat.

Spätsätze – Leben im Altenheim

Kurt Marti lebte nach dem Tod seiner Frau mehrere Jahre in einem Berner Altenheim. Das Leben als Witwer machte ihm die Einsamkeit doppelt bewusst: „Seitdem die täglich und nächtlich vertraute Zwiesprache aufgehört hat, schwinden mein Wortschatz und mein Ausdrucksvermögen.“⁸ Sprache und Selbstaussdruck, aber auch das sonstige Ausdrucksvermögen und die geistige Wachheit werden geringer. Das Gefühl des Geliebtwerdens war früher vitalisierend. „Ich wurde geliebt, also war ich.“⁹ Aber Marti verbietet sich eine regressive Zuflucht zu Gott: „Gott ist nie Ersatz, erst recht nicht für die lebenslange Geliebte.“¹⁰ Der Annahme einer zunehmenden Vergeistigung im Alter kann er nichts abgewinnen. Die Wirklichkeit sieht anders aus: „Nicht doch. Die Beschäftigung mit dem Körper, vor allem mit seinen Defiziten, nimmt unliebsam überhand.“¹¹ Gedanken gehen ihm durch den Kopf, wie sich wohl das Fühlen und Sprechen Jesu verändert hätten, wenn er ein Greis geworden wäre. „In welche Richtung hätte sich das Denken und Lehren des Nazareners verändert, wenn er neunzig Jahre alt geworden wäre? Müßige Frage, ich weiß.“¹² Im Alter verändert sich für ihn auch der Glaube noch einmal in einer ganz eigenen Weise: „In

⁶ Ebd., 36.

⁷ Ebd., 56.

⁸ Kurt Marti, Heilige Vergänglichkeit. Spätsätze, Stuttgart 2011, 9.

⁹ Ebd., 11.

¹⁰ Ebd., 11.

¹¹ Ebd., 16

¹² Ebd., 20.

den Armen der Geliebten glaubte ich oft, dem großen Geheimnis nahe zu sein.“¹³ Die Beziehung als ein Ausdruck für Gottesnähe ist ihm nun genommen. Eine ganz andere Beziehung wird für ihn stärker – die Beziehung zu Jesus. „Ihm, Jesus, glaube ich Gott.“¹⁴ Der Glaube an Jesus ist aber gekoppelt mit einer Skepsis gegenüber einer platten Vorstellung vom Leben nach dem Tod: „Ein Glaube, der auf das eigene Weiterleben nach dem Tod fokussiert ist, bleibt heillos egozentriert.“¹⁵ Eine Geographie des Jenseits, Ausmalungen dessen, wie es einmal sein könnte, postmortale Vorstellungen sind ihm verdächtig. „Die Evangelien können nicht genug dafür gerühmt werden, dass sie der Versuchung widerstanden haben, denen, die Jesus vom Tode wieder auferweckten und ihm, dem Auferstandenen selbst, Äußerungen über ein postmortales Jenseits in den Mund zu legen.“¹⁶ Immer mehr mutiert für ihn die Jenseitsvorstellung zu einem sich Fallenlassen in Gott. „Was kommt danach? Oft stelle ich mir vor, mein Ego werde sich alsdann in Gottes Ewigkeit verlieren, vielleicht sogar auflösen. ‚Was immer zu Gott kommt, entfällt sich selbst‘ (Meister Eckart)“¹⁷

Die Spätsätze von Kurt Marti sind eine geistliche Lektüre mit Tiefgang, durchaus skeptisch, aber ohne Zynismus.

Der Prediger Kurt Marti

Das Erstaunliche: Marti hat eine Menge geschrieben, aber kein Werk zur Predigtkunst verfasst. In Sachen Predigt bleibt er prosaisch-sachlich, er unterscheidet streng zwischen dem Auftrag der Kirche, dem der Prediger zu gehorchen hat, und dem Lyriker, dem weder Text noch Thema vorgegeben sind.

Spannend liest sich ein Vorkommnis in seiner Predigtausbildung: Der Student soll um Viertel nach neun predigen. Doch sein Fahrrad gibt seinen Geist auf, der Reifen platzt. Schweißnass und außer Atem kommt er an und predigt vor der wartenden Gemeinde: vier Frauen und ein Mann. Nach dem Gottesdienst flickt ihm der Küster das Rad. „Pneumatisch“ aufgerüstet radelt er zurück nach Bern; an diesem Tag ist ihm klar geworden: man bekommt mehr als man zu geben hat, man wird vom Lehrenden immer wieder zum Lernenden. Das blieb er ein Leben lang.

Marti ist Wort-Gottes-Theologe geblieben, aber gerade als Diener des göttlichen Wortes zum Dichter geworden. Denn nur so spricht sich Gott herum – theo-poetisch.

Ein wichtiger Raum für seine Predigteinfälle war die Nacht. Deshalb war es ihm verdächtig, dass heute nur noch von „Alltag“ die Rede ist:

„Daß nur von Alltag, nie von Allnacht gesprochen wird, hat seine Gründe. Vitalität und Freiheitslust, falls noch nicht erstorben, überleben im Réduit der Nacht.

Mit Fernsehen, Schlafpillen und frühem Arbeitsbeginn wird allerdings auch dieser Schlupfwinkel auszuräuchern versucht.“

Das Reduit ist ein verstärkter Verteidigungsbau, der zum Rückzug für die Besatzung diente, wenn der vorgelagerte Verteidigungswall vom Feind überwunden wurde. Das Reduit liegt im Inneren eines Verteidigungswalls. So war die Nacht sein Reduit, sein Rückzugs- und Schutzraum vor allen oberflächlichen Ablenkungen des Tages.

2005 bekam Kurt Marti in der Schlosskirche von Bonn den Preis für sein Lebenswerk verliehen. Es erfüllt mich mit Stolz, dass ich am selben Ort denselben Preis im Jahre 2019 entgegennehmen durfte.¹⁸

¹³ Ebd., 25.

¹⁴ Ebd., 30.

¹⁵ Ebd. 35.

¹⁶ Ebd. 36.

¹⁷ Ebd., 34.

¹⁸ Vgl. dazu Erich Garhammer, Meridiane aus Wörtern. Theo-poetisches ABC, Würzburg 2021.